



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rumpelt, Alexander: Aquila

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

deutungsvollen Platz in seiner Entwicklung als Dichter ein, sie haben auch ihren großen, selbständigen Wert in der nationalen dänischen Erzählung.

Die Fehler in ihnen sind leicht zu erkennen: vor allem hat der Verfasser immer zu viel mitnehmen wollen. Wenn er daran denkt, wieviel es ihn gekostet hat, sich die Schulweisheit anzueignen, daß er sie jetzt aber doch hat, so muß das gezeigt, durch Latein und Gelehrsamkeit Schwarz auf Weiß gezeigt werden. Er ist verhältnismäßig belesen in der fremden schönen Literatur — er war sein Leben lang ein „schneller“ Leser —, und das muß durch Zitate dokumentiert werden. Er besucht seine Gesellschaften und verkehrt ringsum auf den adlichen Gütern — es erscheint ihm noch immer wie ein Märchen, wie das wunderbarste von allen, daß er das wirklich ist! —, und da muß er natürlich durch seine Bücher der Welt zeigen, daß Schusters Marie ihr Hans Christian jetzt bei den Großen ein und aus geht und das Leben in den höhern Sphären kennt. Er hat sich ringsum in seinem Vaterlande umgesehen, ist in Jütland und auf den Halligen gewesen — die Eindrücke müssen mitgenommen werden. Alles, was ihn selber im Augenblick amüsiert oder interessiert hat, und ihn interessiert alles, weil ihm alles neu ist, muß mitgenommen werden. Die Einheit leidet natürlich hierunter, man merkt, daß er selbst dem Schlusse zweilt, und der Roman wird weniger eine abgeschlossene Komposition als ein buntes Bilderbuch, etwas ähnliches wie der Wandschirm, den er sich in alten Zeiten selbst gemacht hatte, und zu dem die Bilder überall ausgeschnitten und scheinbar planlos zusammengekleistert, aber doch von genialer Hand geordnet waren.

Die Mängel waren leicht zu sehen, aber man sollte freilich meinen, daß die Vorzüge noch mehr in die Augen gesprungen sein müßten. Da ist in allen Romanen ein Reichthum an Motiven, die Duzende von modernen Schriftstellern versorgen könnten, da ist Frische und Originalität, da ist Gefühl und Laune, da sind Figuren und Szenerie. Und dann die Naturschilderungen und die Bilder!

(Schluß folgt)



Aquila

Von Alexander Rumpelt

Concordia parvae res crescunt,
Discordia maximae dilabuntur.

Sallustius Crispus



Wenn ein Fürst eine bedeutende Anzahl seiner Untertanen, die Ritter von beinahe hundert Burgen und die Bauern von ebensoviel Dörfern und Weilern plötzlich zwingt, eine Stadt zu gründen und sich als deren Bürger hinter festen Mauern anzusiedeln, so will uns dies als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen, sogar im Mittelalter. Und doch ist dieses Wagnis geglückt, wenn auch nicht beim ersten, so doch beim zweiten Versuch, und zwar mit Aquila, der Hauptstadt der Abruzzern.

Die stolze Stadt mit dem stolzen Namen ragt zwischen der Felsenmauer des Gran Sasso und den Kalkschroffen des Monte Cirrento auf der höchsten Erhebung der weiten Ebne, die der muntere Aterno zwischen Wiesen und Pappelsbüschchen durchfließt.

Schon Friedrich der Zweite plante die Gründung einer Stadt in dem nördlichen Grenzland gegen Rom, das dieses Gebiet, die Gegend von Amiternum und Forcona, auf Grund einer Schenkung Otto des Ersten vom Jahre 962 beanspruchte. Es galt, dieses immer offene Einfallstor der päpstlichen Heere zu verschließen und zugleich die Unbotmäßigkeit der hier ansässigen Vasallen, die sich nur zu gern mit der Kurie gegen ihren Lehnsherrn verschworen, zu brechen. Ein dritter Grund war der finanzielle Vorteil, daß eine gewerbetreibende Stadt dem Fiskus bei weitem sicherere und größere Einnahmen versprach als hundert Barone auf einzelnen Kastellen mit ihren Hörigen. Daß die Bauern durch die Willkür der Ritter schwer zu leiden hatten, kam dem Kaiser bei seinem Plan entgegen. Um dieser Bedrückung zu entgehn, war ein großer Teil mit Freuden bereit, auf des Kaisers Befehl sämtliche Kastele im weiten Umkreis, angeblich neunundneunzig, zu brechen, seine bäuerliche Existenz aufzugeben und bei einem bürgerlichen Gewerbe Schutz hinter den Mauern der neuen Stadt zu suchen.

Erst König Konrad der Vierte führte seines Vaters Plan aus. Aber schon sein Bastardbruder, König Manfred, sah sich genötigt, die noch unfertige Stadt wegen ihrer Unbotmäßigkeit wieder zu zerstören. Sechs Jahre lag sie in Trümmern. Dann baute sie der neue Herr, Karl, der erste Anjou, auf, und wenn auch die fünfzehntausend Hoffstellen, die man ausmaß, nicht alle mit Häusern besetzt wurden, so wuchs und gedieh Aquila doch. Im Jahre 1375 zählte man in 3000 Haushaltungen 14000 Seelen, die unter König Ladislaus (um 1400) auf 3860 Haushaltungen mit 20000 Seelen stiegen. Es war also für mittelalterliche Verhältnisse eine große Stadt, jahrhundertlang im Königreich Neapel die zweite. Auch erfreute sie sich, bis sie 1529 der spanischen Weltmacht unterlag, einer fast schrankenlosen Freiheit, hatte z. B. eignes Münzrecht und eine selbständige innere Verwaltung, sodaß man, wenn sie auch viertausend Goldgulden Tribut an die Krone zahlen und königliche Kapitane als oberste Aufsichtsbeamte beherbergen mußte, doch von einer Republik Aquila reden kann.

In Rom war es der Ausfluß einer immer aufs neue geübten Politik des Senats, daß es die umliegenden Städte Albalonga, Veji, Fidenä u. a. zerstörte und deren Bewohner nach Rom verpflanzte. Das war ein Hauptgrund seines Wachstums und seiner Größe. Aber was dort Jahrhunderte in Anspruch nahm, vollzog sich hier durch das Machtgebot eines Einzelnen mit einem Schlage — ein in der ganzen Geschichte kaum wieder erlebtes Beispiel.

Eine solche Stadt muß sich in ihrem Charakter von andern Städten unterscheiden, und deshalb war ich, durch die treffliche Monographie Gotheins*) einigermaßen mit ihrer Vergangenheit vertraut, begierig zu sehen, wie sich die Schicksale dieser merkwürdigen Stadt noch heute in ihrer Bauart, in ihren Monumenten spiegeln. In einem vier-spännigen Riesenomnibus gings dank dem kräftigen

*) Eberhard Gothein, Die Kulturentwicklung Süditaliens. Breslau, 1886. S. 162—242.

Peitschen des Kutschers schnell vom Bahnhof im Flußtal hinauf, erst durch freundliche Anlagen an einer großen Artilleriekaserne und schönen Villen vorbei, dann durch die engen, rechtwinkligen Gassen der innern Stadt. Mein erster Weg, um einigermaßen chronologisch zu verfahren, galt der ältesten Kirche Aquilas: S. Maria di Collemaggio. Durch den neuen öffentlichen Garten, den eine Reihe ziemlich lüfterner weiblicher Statuen aus rotgemaltem Ton nicht gerade verschönern, gelangte ich auf einen freien Platz, wo etliche Duzend bresthafter alter Männlein, Lahme, Blinde und Blödsinnige, umherwandelten und ihr müdes Gebein sonnten, alle in blauem Drilllichzeug — die Insassen des nahen Provinzialhospizes. Dieser häßliche Eindruck verschwand bald bei dem Anblick der Marmorfassade der Kirche, der ich mich näherte.

Wie ein großer, steinerner Teppich steht sie da, der gelbliche Grund über und über mit roten Kreuzen gemustert. Auf diese Unterlage sind ein großes Mittel- und zwei kleine Seitenportale hineinkomponiert und ihnen entsprechend ein großes und zwei kleine Rundfenster. Alles in den edelsten Verhältnissen. Nur die kräftigen romanischen Rundbogen deuten auf die älteste Gründungszeit (1287 n. Chr.), im übrigen sind sie mit ihren zweireihigen Sakramentshäuschen — die Statuetten darin sind leider bis auf sechs verschwunden — reizende Gebilde der Frühgotik (vierzehntes Jahrhundert), ebenso wie die in strengem Stil gehaltenen Rosetten. Man wird gar nicht müde, diese feine Kleinarbeit im einzelnen zu bewundern, dann wieder etwa dreißig Schritt zurückzugehen und den mächtigen Gesamteindruck auf sich wirken zu lassen.

Hier also wurde am 29. August 1294 der Einsiedler Pietro da Morrone als Cölestin der Fünfte zum Papst gekrönt und bald darauf — beigesetzt. Eine traurige Geschichte, aber lehrreich, die des heiligen Cölestin. Er hatte sein Leben auf beinahe achtzig Jahre gebracht und gedachte es wohl so sanft und friedlich zu beschließen, wie er die letzten vierzig Jahre gelebt hatte, nämlich als Einsiedler inmitten seiner Mönche, denen er eine neue Regel gegeben hatte. Aber die Zeiten waren schlimm für die Kirche. Statt eines ränkefüchtigen Politikers suchte man nach einem heiligen, würdigen Manne für den Stuhl Petri und glaubte ihn in Pietro da Morrone gefunden zu haben. Der König Karl von Neapel selbst und ein königlicher Prinz holten ihn aus seiner Felsengrotte hoch über dem herrlichen Tal von Sulmona, setzten ihn auf einen Esel, dessen Zügel sie, zu beiden Seiten zu Fuß einherschreitend, eigenhändig führten, und so hielt, wie einst Christus am Palmsonntag in Jerusalem, der alte fromme Herr seinen Einzug in Aquila, gefolgt von Fürsten, Erzbischöfen, Baronen und einer unzähligen Menge Volks. Nach der Krönung in Collemaggio begab sich Cölestin nach Rom. Aber ach, wenig Monate genügten, seine gänzliche Unfähigkeit für seine neue Würde zu erweisen. Er unterlag dem Gegenpapst Bonifacius dem Achten, der ihn gefangen setzte. Und im Gefängnis ist er bald darauf gestorben.

Wäre er lieber in seiner schönen Einsamkeit geblieben und hätte sich den Frieden des Herzens bewahrt! Von diesem Frieden der Einsamkeit und Weltentsagung zeugen eine Reihe trefflicher Fresken im Innern der Kirche. Sie rühren von einem Cölestinermönch her, Andreas Neuther aus Danzig, der sich in mannigfachen Tierstücken als begabter Schüler Rubens und Snyders erweist.

Alle möglichen Tiere treten da auf: Löwen, die den Heiligen gegen einen Überfall wilder Sarazenen schützen, Ochsen, denen er mit seinem kindlichen Gemüt predigt, ein Reh, das er vor dem verfolgenden Jäger rettet, außerdem Bären, Wölfe, Hirsche, Lämmer und — eine Erinnerung an seine nordische Heimat — sogar ein Elch. Doch sind es nicht naturalistische Tierstücke allein. Die Gestalt seines Ordensstifters hat unser hierher verschlagener Landsmann in den verschiedenen Lagen mit großem Geschick erfaßt und wiedergegeben. Deutsche Kraft der Pinselführung und deutscher Humor leuchten uns überall sowohl aus den idyllischen wie den dramatischen Szenen entgegen.

Die zweite Hauptkirche Aquilas ist dem heiligen Bernhardin geweiht, den die Stadt als ihren zweiten großen Heiligen für sich in Anspruch nimmt. Er war der letzte Reformator des Mönchswesens im Mittelalter. Seine Kirche aber ist schon ein redendes Zeichen der neuen Zeit. Sowohl die Fassade von Cola d'Amatrice als auch das Mausoleum des Heiligen von Silvestro d'Arvicola sind herrliche Zeugnisse der Renaissance. Viermal je zwei Säulen der drei griechischen Ordnungen gliedern die drei Stockwerke der beinahe quadratischen Fassade. Die Verhältnisse erscheinen mir, wenn auch vom Üblichen abweichend, so doch der ganzen Anlage entsprechend (einige Kunstgelehrte tadeln die quadratische Form), hingegen dünkt mich, durch die Vermauerung der Fensterrosen und dadurch, daß die Nischen zwischen den Zwillingssäulen leer sind, das Dekorative auf Kosten des Architektonischen allzusehr vernachlässigt. Etwas nacktes, unfertiges erhalten dadurch zum mindesten die beiden obern Stockwerke, während im Erdgeschoß diesen Mangel das zierliche Hauptportal und das reiche Kranzgesims im besten römischen Kaiserstil ausgleichen. Das Mausoleum im Innern ist ein hoher Marmorbau, worin die Frührenaissance mit dem ganzen Zauber ihrer Zartheit und Lieblichkeit triumphiert; die Ornamentik ist geradezu wundervoll. Und doch wird nach meiner Meinung dieses Meisterwerk Silvestros durch ein andres, ebenfalls von seinem Meißel stammendes übertroffen: das Grabmal der Beatrice Camponeschi in derselben Kirche.

Es verirren sich bisher nur wenig Fremde in die Abruzzen. Wie der Reisende auf den Straßen kaum einmal angebettelt wird, so stehn auch an den Kirchen keine schlüffelklappernden, trinkgeldlüsternen Küster umher und verderben einem mit ihrer auswendig gelernten Vitanei jeden Kunstgenuß von vornherein. Ich konnte mich also ungestört an den Stufen des Hochaltars niederlassen und dieses Denkmal so recht mit Andacht betrachten.

Auf einem Sarkophag, den in antiker Weise üppige Guirlanden umziehen, ruht, die Hände über dem Leib gekreuzt, mit wenig zur Seite geneigtem Haupt eine edle Frauengestalt. Schläft sie nur, oder ist sie tot? Unter dem Sarkophag aber, von zwei Engeln flankiert, liegt ein kleines reizendes Kind, nur mit einem Hemdchen bekleidet, das die kräftigen Formen treu wiedergibt. Nicht die sanftgeschlossenen Augenlein, nicht die willenlos fallenden Händchen, nur die wie im letzten Krampf etwas verdrehten Füße verraten uns die frühe Vernichtung dieses freundlichen Menschenbildes, das wohl in dem zweiten Sarkophag am Fuß des Denkmals beigefügt ist. Die Pfeiler, die diese Särge und Figuren seitlich begrenzen, zeigen in vier Nischen symbolische Gestalten und tragen einen reich

ornamentierten Rundbogen. Es ist der unvergängliche Triumph des künstlerischen Menschengewisses über die alles in Vergessenheit stürzenden Schatten des Todes. Ich las die Inschrift: Dieses Grabmal setzte Maria Pereira Noronia aus dem erhabnen Stamm der hispanischen Könige, die Gattin des Grafen Valle Camponeschi, ihrem süßen Kinde, ihrer einzigen Tochter Beatrice Camponeschi, die fünfzehn Monate alt wurde, und zugleich sich selbst bei ihren Lebzeiten.

Also ein Denkmal der Mutterliebe und wohl auch ein wenig der weiblichen Eitelkeit. Oder was war stärker in der stolzen Gräfin, der Wunsch, ihre edle Gestalt der Nachwelt zu verewigen, oder an derselben Stelle wie das ihr so früh vorangegangne Töchterchen den langen Schlaf zu halten?

Noch zweimal trotz meinem kurzen Aufenthalt in Aquila zwang der Genius Silvestro d'Arscolas meinen Fuß zu dieser Stätte, und jedesmal verließ ich sie schwerem Herzens. In weihewoller Stunde gewann ich hier, für immer unauslöschlich, eine der köstlichsten Bereicherungen meines Geistes. Das ruhmvolle Geschlecht der Camponeschi, das mit den Pretatti ähnlich wie die Montecchi und Capuletti in Verona über zwei Jahrhunderte lang um die führende Stelle in ihrer Vaterstadt kämpfte, hat sich noch andre Denkmäler, namentlich in der Kirche S. Giuseppe, gesetzt. Aber auch das beste, ein Reiterdenkmal von 1432, hält trotz manchen schätzenswerten Einzelheiten den Vergleich mit diesem in jeder Beziehung vollendeten Kunstwerk nicht aus. Bald darauf (1490) erlosch das mächtige Grafengeschlecht. Es ging unter in den kriegerischen Wirren jener trüben Zeiten. Aber weniger in seinen Heldentaten lebt es weiter, die längst ihre Bedeutung verloren haben, und wovon nur staubige Bücher erzählen. In diesem einen Grabmal, das sein Reichthum und seine Kunstliebe kurz vor seinem Verschwinden von der Erde errichtete, steht es deutlicher und herrlicher vor uns. Es ist eine Art Vermächtniß, der letzte Gruß der Camponeschi an die Nachwelt.

* * *

Dem schrecklichen Erdbeben von 1703, das den größten Teil der Stadt in Trümmer gelegt und damit zugleich eine Menge Kunstschätze vernichtet hat, sind von den neunundneunzig ursprünglichen Kirchen doch eine ganze Reihe entgangen, wenigstens ihre Schauseiten. Wenn wir von dem völlig uninteressanten Dom am Hauptplatz und der Frührenaissanceskirche S. Maria del Soccorso mit ihrer Fassade aus rotem und weißem Marmor (ähnlich wie in Collemaggio) absehen, ist das Äußere dieser Kirchen geradezu nach einem und demselben Schema gebaut. Bei allen sind die Fassaden quadratisch. Das gibt natürlich keine unserm Auge geläufigen Verhältnisse. Es ist eben eine Eigentümlichkeit eines bestimmten Landes und eines bestimmten Zeitalters, die man als solche achten und schätzen muß.

Der einzige Schmuck dieser glatten Haussteinwände ist durchgehends ein romanisches Portal und über dem etwas über der Mitte durchlaufenden Sims eine große Rosette. Also: das Edelste auf dem Nüchternsten. Damit ist der Charakter von S. Maria di Paganica, Madonna di Rojo, S. Agnese, S. Marco, S. Chiara, S. Domenico, S. Marciano u. a. gekennzeichnet. Einige, z. B. Santa Giusta und San Silvestro, tragen an der rechten Seite ein recht keck aufgesetztes

Glockentürmchen. Aber welcher Reichtum der Erfindung grüßt uns aus diesen Portalen und Rosenfenstern! Etwa ein Duzend Kirchen völlig gleichen Stils, und doch jede ihre besondern, oft zierlichen, oft stolzen, oft geradezu grandiosen Kunstgedanken aussprechend! Einfach und ernst das Portal von S. Silvestro, das Rosenfenster darüber hingegen von einer verschwenderischen Pracht. Ungefähr dasselbe gilt von S. Agnese. Das schönste Kirchentor (ebenbürtig mindestens dem von Collemaggio) ist das von S. Maria Paganica (1308). Zierliche Säulenbündel tragen romanische Kapitäle mannigfaltiger Art, auf diesen setzen etwa ein halbes Duzend Rundbogen an. Gedrehte Seile wechseln mit geometrischen und Blattornamenten, bis die üppigen Arabesken der innern Bogen in dem breiten Rundfries des äußersten ihren Abschluß finden, der eine Menge hintereinander herjagender Tiere: Hunde, Löwen, Hirsche usw. darstellt, die Leidenschaften, die den Menschen verfolgen, symbolisierend. Leider ist die Rosette darüber arg zerstört, und die Fassade oben ist, wer weiß seit wie lange (seit 1703?), im Rohbau gelassen. Dazu spannt sich gerade vor dem recht bemerkenswerten Madonnenbilde der Nische ein Duzend Telegraphendrähte: wirklich hier ist von einer pietätlosen Zeit alles getan, der schönen mittelalterlichen Kunst den Kehraus zu bereiten, zum mindesten den Genuß einer ihrer besten Äußerungen von vornherein zu ersticken.

In S. Domenico trennt die starken Außensäulen von den schwächtigen Innensäulen ein breites Band mit eingelegten Quadraten, das sich oben in dem hier ausnahmsweise gotischen Bogen fortsetzt. Einen besondern Reiz haben auch einzelne Nischen, deren alte Fresken und steinerne Reliefs erhalten sind (außer Paganica z. B. S. Silvestro, S. Agnese). Und so ist wohl an jeder dieser scheinbar einförmigen Fassaden etwas besonders reizvolles zu entdecken.

Das Innere beinahe aller dieser Kirchen ist unbedeutend. Die alten Chroniken erzählen von reichen Schätzen der Goldschmiedekunst, die einst in den Sakristeien aufbewahrt wurden, an den Altären und Heiligengräbern prunkten. Das Erdbeben von 1703 hat vieles zerstört. Aber jene Schätze waren wie mehrere kostbare Bilder zum großen Teil schon früher den habgierigen Spaniern zum Raube geworden. So war in San Silvestro einst Raffaels berühmte „Heimsuchung.“ Sie wanderte in den Escorial zu Philipp dem Vierten. Und was die Spanier, die, nebenbei bemerkt, außer solchen Plünderungen der Stadt damals eine Buße von 100 000 Goldgulden auferlegten, nicht mitgehn ließen, das schafften 1799 die Franzosen unter Lemoine weg oder schmelzten es, wenn möglich, gleich ein, wie den einen unschätzbaren Wert darstellenden Silberfarg des armen Cölestin, der den Frieden, der ihm im Leben auf so schöne Weise geraubt wurde, nicht einmal im Grabe finden sollte.

Anfang und Ende des Freistaats Aquila bezeichnen zwei Bauten, der große Brunnen und das Kastell. Der Brunnen ist ein sehr geräumiger quadratischer Hof, die Innenwände sind mit bunten Steinen ausgelegt. Im Jahre 1272 von dem ersten Kapitän der Stadt, dem Florentiner Lucchesini, gegründet, dient er noch heute seinem Zweck. Überall sieht man aus der Mauer ragende menschliche Köpfe aus Stein vom verschiedensten Charakter, einige auch ins Tierische verzerrt, neunundneunzig an der Zahl, aus deren Mund das weither geleitete

Quellwasser in die rings umlaufenden Becken sprudelt. Hier ist das Elysium der Wäscherinnen der ganzen Stadt, die besonders am Morgen mit ihren bunten Gewändern, ihrem eifrigen Wasserplanschen und noch eifrigerem Plaudern, Scherzen und gelegentlichem Zanken ein Bild frisch-fröhlichen Volkslebens darbieten.

Weniger freudig stimmt das Kastell, von den Spaniern am höchsten Punkt der Stadt 1534 bis 1540 errichtet. Ad reprimendam Aquilanorum audaciam, so stand lange Zeit über dem Eingangstor. Das Grabmal der Bürgerfreiheit. In diesem Trutzbau ist der mittelalterliche Festungsstil völlig verlassen worden. Keine Rundtürme, kein Zinnenkranz mehr. Hohe, beinahe fensterlose Wände, oben Kafematten, die aber jedenfalls aus einer jüngern Zeit herrühren. Ein tiefer Graben umgibt das Ganze, den einzigen Zugang bildet eine steinerne Brücke, die wohl erst ziemlich spät an die Stelle der ehemaligen Zugbrücke getreten ist. Hier fanden die Bürger, die sich der neuen Ordnung der Dinge nicht anbequemen wollten, Gelegenheit, in Stock und Eisen über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachzudenken. Und noch einmal wurde das traurige, häßliche Gemäuer patriotischen Aquilanern zum Verhängnis: als 1799 der französische General Lemoine „im Namen der Republik“ die Stadt besetzt hatte, und in der Nähe im Paß von Antrodoco viele Franzosen durch bewaffnete Bürger und Bauern der Abruzzen gefallen waren, wurden zur Strafe dafür Hunderte von Aquilanern, die im Kastell gefangen saßen, erschossen.

Außerdem wurde die Stadt damals zweimal geplündert. Ein Wunder, daß noch so manche Gemälde vorhanden sind, die auch diese Stürme überdauert haben. Freilich muß man sich ihren Genuß mühsam erkaufen; denn sie sind an den verschiedensten Orten zerstreut und zum Teil schwer zugänglich. In Santo Spirito hatte ich mich an der „kleinen Maria im Tempel“ und in Silvestro an der „Taufe Konstantins“ erfreut. Beide sind farbenprächtige, lebensvolle Schöpfungen. Aber nachdem mir im Palazzo Draghonetti, der die wichtigste Privatgalerie birgt, die Antwort geworden war, der Herr Marchese sei verreist, und die Besichtigung der Bilder deshalb unmöglich, verzichtete ich mißmutig auf den Besuch der unbedeutendern Sammlung Persichetti und begab mich zum Rathaus, wo in dem Empfangs- und Sitzungszimmer einige gute Sachen zu sehen sind.

Am meisten interessierten mich die Köpfe alter Aquilaner im Saale der Stadtverordneten. Glücklicherweise beriet man gerade nicht das Wohl und Wehe der Gemeinde, und so konnte ich, mich mühsam zwischen den Bänken des Zuhörerraums durchzwängend, wenigstens mit einigen dieser „Florentiner der Abruzzern“ kurze Bekanntschaft schließen. Kein einziges weibliches war unter den etwa sechzig Bildnissen, lauter Ratsherren, Bischöfe, Condottieri aus den letzten vier Jahrhunderten. Eine kurze Inschrift gibt von ihren „Taten und Meinungen“ oft merkwürdige Kunde. Ein Bischof fiel mir auf, der die Kardinalswürde abgelehnt und sein Priesteramt niedergelegt hatte, um „ganz dem Studium der Geschichte seiner Vaterstadt zu leben,“ und ein wilder Kriegsmann mit eckigem Schädel und bössartigem, halbhirrem Blick. Er war als Abenteurer nach Malta gegangen, als dieses 1565 von Dragut belagert wurde, und in die Hände der Türken gefallen, die dem sonderbaren Aquilaner ein

sonderbares Ende bereiteten. Sie spannten ihn nämlich zwischen die Mastbäume zweier Schiffe und ruderten in entgegengesetzter Richtung auseinander, sodaß der arme Don aus den Abruzzen hoch in der Luft in zwei Teile zerrissen wurde. Hier im Sitzungssaale hätte ich stundenlang weilen mögen in heimlicher Zwiesprache mit diesen alten Herren. Aber die Enge des Ortes, die herumstehenden Beamten, die mich halb neugierig, halb mißtrauisch beobachteten, die Verhandlungen, die der eben amtierende Bürgermeister im anstoßenden Vorsaal mit den Parteien führte, alles das ließ keine gesammelte Stimmung aufkommen. Ich störte, und ich wurde gestört. Mit dem Gefühl des Bedauerns, daß alle diese Altertümer zu ruhiger Betrachtung noch nicht in einem Museum vereinigt waren, verabschiedete ich mich von dem übrigens außerordentlich gefälligen Bürgermeister und flüchtete zum Trost zu Donna Maria Pereira und ihrer kleinen Beatrice.

* * *

Wenn Aquila zum großen Teil seinen mittelalterlichen Charakter bewahrt hat, namentlich in den engen Seitengassen, wo um die einsamen romanischen Portale Nachts die Schatten einer ruhmreichen Vergangenheit schweben, ist es doch im ganzen eine betriebsame und geistig rege Stadt, eine kleine Kulturoase in dem rauhen Gebirgslande. Es hat ein Gymnasium, ein Konservatorium und eine technische Schule. Es ist Hauptstadt einer Provinz und damit Sitz hoher Behörden. Es treibt Handel mit Spitzen, Safran und Instrumentensaiten und läßt sich von elektrischem Licht beleuchten. Das Budget belief sich 1897 auf 655 000 Lire. Ja Aquila hat sogar eine Buchhandlung, wohl die einzige der Provinz; auch die nächst größere Stadt Sulmona hat nur einen fliegenden Verkaufsstand von Büchern mitten auf der Straße aufzuweisen. Freilich wenig genug, wenn man daran denkt, daß Meister Adam aus Kottweil hier eine der ersten Buchdruckereien gegründet hat, deren Werke, besonders die Plutarchausgabe von 1492, von Bücherliebhabern geschätzt sind. Die unter den Anjous blühende Universität ist nur noch ein klägliches Torso, eine der vielen Duodez-hochschulen Italiens, wenig besucht und mit den einzigen Lehrkanzeln für Arzneifunde, Geburtshilfe und Notariat ausgestattet. Dafür liegen jetzt, dem Geiste der Zeit entsprechend, zwei Regimenter hier, ein Infanterie- und ein Artillerieregiment. Zahlreiche Offiziere mit ihren kleidsamen Uniformen bewegen sich inmitten der eleganten Welt Abends unter den Kolonnaden auf der Promenade, die etwa vom Domplatz den Corso Vittorio Emanuele hin bis zur Ecke der Via Romana, dann diese entlang bis zur Piazza Palazzo reicht. Es fehlt nicht an Gecken und schönen Damen in den neuesten Pariser Toiletten. Auch wunderhübsche Kinder sah ich, leider meist wie die Affen aufgeputzt. Aber das Leben ist hier wie in den kleinsten Landstädtchen eigentlich um neun Uhr Abends schon erloschen. Überhaupt scheinen die Aquilaner ihre Nachtruhe über alles zu schätzen. In der Locanda, wo ich meine Makkaroni und meine Bohnensuppe aß, las ich an der Wand einen Anschlag des Präfekten: Polizeistunde in Aquila! Die bessern Wirtschaften haben im Sommer um halb ein Uhr, im Winter um halb zwölf Uhr zu schließen, die gewöhnlichen Kneipen um elf Uhr im Sommer, um zehn Uhr im Winter!

Lebhaft ist das Treiben auf dem Wochenmarkt am Dom, wo die Bauern der „neunundneunzig Kastelle“ die Früchte ihrer Arbeit darbieten und die Erzeugnisse städtischen Gewerbefleißes dafür erhandeln. Auch hier machte sich, was in Italien immer als Ausnahme auffällt, die Polizei bemerkbar. Zwei Beamte gingen die Stände entlang, der eine riß aus einer Art Scheckbuch die Formulare, die er mit dem Namen der Händler ausfüllte, und übergab sie ihnen, sein Begleiter kassierte den Betrag, je eine halbe Lira für den Stand, in die große Ledertasche ein.

Ein kleines Volksfest fand ich Gelegenheit ein wenig mitzufeiern, als ich von einem Nachmittagsausflug nach den Höhen von Rojo zurückkehrte. Ich hatte mich draußen im Schatten uralter Eichen an dem Gesamtbilde der Stadt erfreut, über dem sich deutlich die drei Fassaden von S. Silvestro, Bernardino und S. Maria di Paganica heraus hoben, an dem weiten fruchtbaren Hochtal mit seinen Wiesen, Weiden und Gärten, vor allem aber an dem Hintergrunde dieses Bildes, der schneebedeckten Kette des Gran Sasso, die ich hier in ihrer ganzen Pracht vom Monte Franco bis Monte Camicia übersehen konnte. Da geriet ich in der Abenddämmerung aus dem dunkeln Gassengewirr auf einen mit Lampions illuminierten Platz und zugleich in einen Menschenhaufen, der zu einer nahen Kirche drängte. Ich ging sogleich mit hinein. Das Innere war von Hunderten von Kerzen erleuchtet und mit buntem Flitterkram, Gold- und Silberpapier im neapolitanischen Geschmack verziert. Vor dem Altar sang ein Priester einen langen Lobhymnus auf den heiligen Marcellianus, wenigstens zwölf Strophen. Die Melodie erinnerte ebenfalls an Neapel, an die Volkslieder, wie man sie dort am Piedigrottafest hört. Hochwürden tremolierte wie ein Opernsänger und ließ die Kadenzen mit seinem sonoren Baß so glatt aus der Kehle rollen, daß die begleitende Orgel kaum mitkam. Den Rundvers am Schluß wiederholte kreischend die Gemeinde. Nachdem das Allerheiligste unter den Klängen des Königsmarsches enthüllt worden war, drängte alles hinaus. Draußen spektakelte eine Musikbande, und alsbald begann man Polka zu tanzen, Burschen und Mädchen, namentlich aber Kinder drehten sich auf dem Platze so toll und wild, bis sie taumelnd hinfielen. Eine solche Szene wäre auf dem Corso angesichts der eleganten Läden unter dem elektrischen Licht unmöglich gewesen. Ein Beweis, wie hier im Süden moderne, steife Etikette und altgewohnte, zügellos ausbrechende Volkslust noch in denselben Mauern wohnen, ohne einander zu stören.

Allerdings, je mehr die Kultur in die früher so entlegne kleine Provinzstadt eindringt, um so mehr gräbt sie der ursprünglichen Sitte des Volks den Boden ab, verkürzt ihm wohl auch von den Ahnen ererbte Rechte. So sind die alten schönen Volkstrachten hier schon verschwunden. Und vor einigen Jahren ist auf der Piazza Palazzo der zweite Wochenmarkt, der der Stadt schon 1304 durch ein Dekret Karls des Dritten von Anjou bewilligt worden war, also nach beinahe sechshundertjährigem Bestande, zu halten verboten worden, angeblich weil die am Platz in verschiedenen Palästen amtierenden Behörden durch das laute Treiben in der Arbeit gestört wurden.

Dieser Platz verdient in mancher Hinsicht eine kurze Betrachtung. An der

Ostseite erhebt sich das Amts- und Landgericht (Tribunale), ein ziemlich nüchterner Bau mit großem Loggienhof im Innern, einst die Residenz der Lieblings-tochter Karls des Fünften, Margarete von Parma, die hier am Ende des sechzehnten Jahrhunderts regierte und als Pflegerin der Künste und milde Herrscherin ein gutes Andenken hinterlassen hat. „Die kluge Frau, die auf die Dauer in den Niederlanden des Geistes einer aufstrebenden Republik nicht Herrin geworden war, verstand es, die Schatten einer untergegangenen Republik zu versöhnen“ (Gothein). So nüchtern der Palast, so imponierend wirkt der anstoßende Turm mit seinen prächtigen alten Steinwappen. Er trug einst die große Glocke, die allnächtlich um zwei Uhr neunundneunzig symbolische Schläge tat, und die sonst nur geläutet wurde, wenn Kriegsgefahr drohte, damit sie mit ihrer Donnerstimme die Bauern der neunundneunzig Rastelle auch aus den fernsten Tälern in die Stadt rufe. Denn man darf sich nicht etwa vorstellen, daß mit der Gründung Aquilas nun plötzlich jeder Bauer der Umgebung ein Städter, und das flache Land vollständig seiner Bewohner beraubt worden sei. Noch in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wohnten von den 15000 wehrhaften Männern des Staats (universitas) Aquila fünf Sechstel auf dem Land und hatten nur im Frieden ihren wirtschaftlichen Mittelpunkt, im Krieg ihren Zufluchtsort in der „Adlerstadt.“ Natürlich war es das erste, was die in die Stadt eindringenden Spanier taten, daß sie die große Glocke, dieses Sinnbild trotziger Bürgerfreiheit, vom Turme hinunterschmetterten.

Auf der Mitte dieses Platzes erhebt sich seit dem Herbst 1903 ein schönes Denkmal des römischen Historikers C. Sallustius Crispus. Auch dieses hat schon seine Geschichte. Auffällig ist, daß zu seinen Kosten eine Menge amerikanischer und englischer Universitäten namhafte Beträge beigesteuert haben: Chicago, Newyork, Baltimore, Philadelphia und Glasgow, Cambridge, Oxford, aber wie es scheint, weder eine österreichische noch eine deutsche. Dann wurde die fertige Statue volle zwölf Jahre in dem Hause eines Komiteemitgliedes aufbewahrt, da man sich über den Platz seiner Aufstellung nicht einigen konnte. Nun steht das eiserne Bildnis endlich da in Überlebensgröße und lobt seinen Meister, den florentinischen Bildhauer Cesare Rocchi. Soviel ich weiß, ist keine Porträtstatue Sallusts weder in Stein noch in Erz auf uns gekommen. Es galt deshalb, eine Idealgestalt zu schaffen. Der kurze runde Römerkopf ist wie von einer Kaisermünze der besten Zeit abgenommen, so charakteristisch und echt. Die rechte Hand hält den Griffel, die linke stemmt die Schreibtischplatte gegen die Hüfte, das Gesicht des ruhig Dastehenden ist auf den Beschauer gerichtet, wie nachsinnend über einer neuen Periode. Die Toga, über die linke Schulter geworfen, läßt die linke Brustseite nackt. Dem vornehmen Geschmac der Statue geben die außerordentlich edeln Verhältnisse des in mehreren Stufen ansteigenden Sockels nichts nach. Verschiedne Urteile späterer römischer Schriftsteller, Gellius, Tacitus, Martialis über Sallustius, sind dem Sockel eingegraben, zum Beispiel: novator verborum, subtilissimus brevitatis artifex, rerum romanorum florentissimus auctor.

Wie kommen die Aquilaner dazu, dem Sallust ein Denkmal zu setzen? Mit Ovid zusammen, der vierzig Jahre nach ihm in dem benachbarten Sul-

mona geboren wurde, vertritt er in der römischen Literatur die Abruzzern. Und Aquila ist heute die Hauptstadt der Abruzzern. Aber die Sache liegt tiefer. Wie sich alle gebildeten Italiener gern Nachkommen der alten Römer nennen lassen, so möchten auch die Leute von Aquila, dieser echten Gründung des Mittelalters, solchen Ruhm nicht missen. So fassen sie ihre Stadt als eine Pflanzstadt des etwa anderthalb Stunden entfernten Amiternum auf und machen dessen größten Sohn, Sallustius, zu dem ihren. Eine gewisse Berechtigung dazu kann man ihnen nicht absprechen; denn die Bewohner der damals wohl schon verödeten alten Stadt wurden Bürger der aufstrebenden neuen. Nur ein Teil hauste weiter draußen, nämlich der auf einer Anhöhe um die Kirche des Märtyrers Victorinus angesiedelte. San Vittorino heißt noch heute das Dorf, wohin man fährt, wenn man die Ruinen Amiternums sehen will.

Längst hatte ich im Sinn, den Manen des großen Geschichtschreibers an seinem Geburtsort eine stille Stunde der Erinnerung zu weihen. Denn er gehört zu den römischen Schriftstellern, die der junge Sekundaner, angeekelt von der breiten Geschwätzigkeit Ciceros, mit innigem Vergnügen liest, wenn ihn ein nur einigermaßen verständnisvoller Lehrer auf die mächtige Individualität aufmerksam macht, die hinter diesen Werken steht, der „Verschwörung Catilinas“ und dem „Jugurthinischen Krieg,“ ihm wenigstens das Abdröseln grammatischer und syntaktischer Regeln dabei erspart.

Le stile c'est l'homme. Das gilt in hohem Grade von Sallust. Seine Schreibweise, namentlich wenn er aufregende Szenen vorführt, wirkt in ihrer plastischen Gedrungenheit geradezu modern. Immer steht er, ähnlich wie sein großes Vorbild Thukydides, über seinem Stoff, trotz seinem heißen Blut zähmt er in bewunderungswürdiger Weise seinen Griffel.

Es sind besonders großartige Szenen des Welttheaters, die er uns in bunter Reihe, aber immer auf Grund eines reiflich erwogenen Plans, vorführt — lebende Bilder. Er liebt groß angelegte gewalttätige Charaktere, die auf eine schlimme Bahn geraten, und indem sie zu schwindelnden Höhen emporstürmen, in den tiefsten Abgrund geschleudert werden. Von der Aufregung, die Catilinas nihilistische Pläne in Rom (63 v. Chr.) hervorriefen, war der dreiundzwanzigjährige Jüngling selbst Augen- und Ohrenzeuge. Den Jugurthinischen Krieg (118 bis 106 v. Chr.) hat er nur nach den Quellen studiert. Aber da er selbst einmal Prokonsul der Provinz Numidien war, hatte er Gelegenheit gehabt, die Orte, wo der Krieg damals gewütet hatte, in Augenschein zu nehmen und den Charakter der beteiligten Völker aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Und wie hat er dann Jugurtha, diesen Königstiger in Menschengestalt, vor uns hingestellt, seine furchtbaren Verbrechen und die furchtbaren Qualen seines Gewissens! Sallusts Jugurthinischer Krieg hinterläßt auf mich beinahe denselben Eindruck wie die Lektüre eines Shakespearienschen Dramas. Es steckt in dem Mann aus Amiterno eben nicht nur ein weitschauender Geschichtschreiber, ein frühreifer Philosoph, sondern auch ein gut Stück von einem Dichter.

Ich nahm mir also einen Wagen, was in Aquila nicht so einfach ist. Denn nirgends stehn Droschken, und wenn man es auch als sehr angenehm empfindet, daß nicht an jeder Ecke vom Bock aufschnellende Kutscher einem zu-

knallen und um die Wette entgegenschrein: Vuole? Vuole? so muß man sich eben selbst darum kümmern, zu einem der zwei oder drei Unternehmer, die das gesamte Fuhrwesen der Stadt in Händen haben, entweder schicken oder sich eigenfüßig begeben und wegen der Fahrt unterhandeln. Die freundliche, rührige Wirtin der „Stella“ besorgte die Angelegenheit, und an einem heitern Herbstnachmittage rollte mein leichtes Wägelchen hinaus gen Amiternum.

Wir brauchten weit über eine Stunde, ehe wir unser Ziel erreichten. Denn das Pferd lahmt infolge einer schlechtgeheilten Wunde am Fuß, und der Kutscher hatte keine Peitsche. Er hatte sie am Morgen verloren, und da er nur eine Lira Tageslohn von seinem Herrn bekam, und die Peitsche eine Lira fünfzig Centesimi kostete, so mußte der arme aus der Hand in den Mund lebende Kerl jetzt einige Tage ohne Peitsche fahren. Weniger mich selbst als den Kutscher und seinen Gaul ob ihres Mißgeschicks bedauernd, faßte ich mich in Geduld und hing, die herrliche Gestalt des Denkmals vor der Seele, meinen Gedanken nach. Wie sonderbar: von den unzähligen sich Jahrtausende hindurch folgenden Geschlechtern einer Stadt lebt schließlich nur ein Name, und dieser Name erhebt zugleich die Heimat seines Trägers über Hunderte ähnlicher und ohne einen solchen Namen bedeutungslos bleibender Städte. So kennen wir nur einen Namen aus Sirmione, einen aus Sulmona, einen aus Venusia. Aber diese Orte selbst würde kein Mensch nennen, wenn nicht Catull, Dvid und Horaz in ihnen das Licht der Sonne begrüßt hätten.

Dasselbe gilt von Amiternum. Und seine wenigen Ruinen wären wohl kaum das Ziel des Reisenden, wenn sie nicht der Nimbus des geistreichen Geschichtschreibers noch jetzt weichte. Von der einst so blühenden Munizipalstadt stehn nur noch die Trümmer zweier Theater, dicht umwuchert von Disteln und einem krautartigen Flieder (abruzzesisch: Muricala). Sallust hat es sich nicht träumen lassen, daß einst in dem Schauspielhause, wo er den Stücken des Plautus und Terenz lauschte, Schaf und Ziege weiden, daß in der Arena des Amphitheaters, wo die Gladiatoren kämpften, sich ein Kornfeld ausbreiten würde.

Aus der Ebne stieg ich zum Dörfchen San Vittorino empor, wo vor der Besitzergreifung der Römer (293 v. Chr.) die Grenzfestung der Sabiner zu den Bestinern hinüberdrohte. Höchst anmutig ist die Aussicht von hier auf das fruchtbare Tal mit seinen Wiesen und Feldern, seinen Pappeln und Weiden, zwischen denen sich der klare Forellenbach Uterno hinzieht, auf die im Abend-schimmer leuchtenden Mauern und Türme von Aquila, auf den stattlichen Kranz der Berge, besonders die nördlichen Trabanten des Velinostocks und den 1900 Meter hohen Monte Calvo. Eine schöne Heimat hat Sallust gehabt, die er vielleicht nicht zu seinem Glück allzu bald verlassen und wohl kaum wiedergesehen hat. So maßgebend die Eindrücke der Kindheit und der ersten Jugend für das spätere Leben großer Männer werden, in Sallusts Schriften suchen wir vergebens nach einem Niederschlage dieser Art, nach einer Erinnerung aus seiner Jünglingszeit. Aber gewiß hat der spätere Günstling und Freund Cäsars hier oben oft gestanden und sehnüchtig in die weite Welt hinaus geschaut, damals als er voller Ideale und Pläne noch nicht die frühe Resignation kannte, die ihn zwang, sich nach der glänzendsten Karriere — mit kaum

dreiundvierzig Jahren — ins Privatleben zurückzuziehen und in seiner Villa auf dem Quirinal ganz seiner ersten Liebe, der Muse der Geschichte, zu leben.

Konnte er ahnen, daß einst aus den Weinbergen und Feldern da drüben eine ansehnliche Stadt emporkwachsen, und daß sich zwei Jahrtausende nach seinem Tode auf dem vornehmsten Platze dieser Stadt sein Denkmal erheben würde!



Junge Herzen

Erzählung von Christopher Boeck

(Fortsetzung)

19. Die Sonne der Gnade



agende Regenschauer und blendende Sonne, ersterbende Farben und schwellende Früchte — es ist Herbst!

Wie blaue Trauben bedecken die Schlehenbeeren die dornigen Zweige, funkelnde Hagebutten leuchten vom Waldestrand, und granatrote Brombeeren hängen an den gebognen Ranken. Braune Krammetsvögel schaukeln zwischen schimmernden Vogelbeeren, die um die Wette mit dem wilden Wein erröten. Mahagonibraune Kastanien gucken aus den stacheligen Früchten hervor, die mit einem dumpfen Aufschlage von den Bäumen fallen, und sonnenverbrannte Nüsse springen aus den saftigen Hülsen. Bucheckern und Eichel bedecken den Waldboden.

Die Nebel liegen lange am Morgen, aber wenn sie schwinden, scheint die Sonne auf nasse, schimmernde Gaine und Gärten, und die Spinnengewebe sind perlengestickt.

Warm, warm ist die Sonne, die im Herbst auf die roten Wälder, die gelben Felder, die reichen Fruchtgärten und die klaren blitzenden Wasser herabbrennt.

Und blendend war der Sonnenschein, der den Spätsommer der Familie Lönberg erwärmte. Eines Tags schien die Gnadensonne auf die Apotheke herab und verwandelte den Apotheker in einen Kanzleirat und seine Frau in eine Kanzleirätin.

Großmutter sagte: Wenn Zette das nur vertragen kann!

Aber das konnte sie nicht.

Bisiten strömten herbei. Der Stöpsel war keinen Augenblick in der Sherryflasche. Sogar die gräfliche Familie kam, um zu gratulieren. Man meinte allgemein, daß der Graf die Hand dabei im Spiele gehabt habe.

Die Kanzleirätin hatte die größte Mühe, ihre Leute daran zu gewöhnen, sie und den Gatten richtig zu titulieren, und Stine weinte blutige Tränen.

Verschiedne von den Bauern wallfahrteten zur Apotheke. Sie hatten vielleicht erwartet, den Apotheker in goldschimmernder Uniform mit Dreimaster und Degen zu sehen. Jedensfalls waren sie sehr enttäuscht, als sie ihn wie gewöhnlich in seiner besetzten Leinwandjacke, die Mütze auf dem Kopfe, umhertrippeln sahen.

Im Glanze dieses indianischen Sommers wurde Desideria konfirmiert. Das heißt, sie bekam ein langes weißes Kleid an, einen großen Blumenstrauß in die Hand und ein Gesangbuch in Sammeteinband mit Goldschnitt und einem goldnen Kreuz auf dem Deckel. Und so ausgerüstet wurde sie zwischen den Mädchen in der Kirche obenangesezt, obwohl die meisten von ihnen in ihren selbstgemachten Kleidern sicher hoch über ihr standen.

Helene hatte am Morgen des Konfirmationstags ein kleines Malheur gehabt. Beim Tee titulierte Stine Frau Lönberg versehentlich Frau Kammerrätin. Als sich das wiederholte, sagte die also gekränkte halblaut: Kanzlei —